

Krieg in der Ukraine

Am Ende

Wladimir Putins Regime ist auf Rückzug und Kompromisse nicht vorbereitet. Das ist nicht nur sein Problem.

VON GUSTAV SEIBT

Seit sich herausstellte, dass Putins Kalkulationen mit einer schnellen Überwältigung der Ukraine falsch waren, melden sich nun seit Tagen Prognostiker, die im Gegenzug eine rasche Niederlage Russlands vorhersagen. Unterschätzung der ukrainischen Widerstandskraft (der "Resilienz"), ein militärisches Logistikdesaster, unvorbereitete Rekruten, zu wenig Soldaten für die Besetzung eines riesigen, sich aufbäumendes Lands, nicht zuletzt die kurzfristigen Wirkungen der überraschend massiven westlichen Sanktionen: Das sind im Einzelnen durchaus plausible Argumente, die einem auf allen Kanälen mitfiebernden Publikum zuweilen triumphalistische Reaktionen entlocken.

Darin mischt sich bei vielen professionellen oder auch nur küchenpsychologischen Beobachtern die Sorge, dass ein in die Enge gedrängter Putin exzesshaft reagieren, gar zu Massenvernichtungswaffen greifen könne, zu Atom-, Chemie- oder Biowaffen. Dass eine solche Drohung erst einmal als Teil psychologischer Kriegführung im Raum steht, sollten allerdings gerade die zuschauenden Laien bedenken - und doch die Möglichkeit im Blick behalten, dass auch Drohungen Selbstläufer werden können. Nie war es wichtiger, kühlen Kopf zu bewahren.

Implosion, Agonie oder langfristige blutige Behauptung, alles scheint möglich.

Kühl kommt auch die Forderung daher, man müsse Putin einen Ausweg offenhalten, ihm etwas geben, das er als Sieg verkaufen könne. "Was wir brauchen, ist irgendein dreckiger Deal!", so Adam Tooze **jüngst in der SZ**. Nur ist das überhaupt noch möglich? Je länger der Krieg sich hinzieht, umso größer wird für Putin das Missverhältnis von Aufwand und Resultat, selbst wenn er am Ende über ein enormes Ruinenfeld mit Millionen Fliehender regieren sollte. Nicht einmal von Friedhofsruhe wäre da zu sprechen. Es gibt Siege, die von einer Niederlage nicht zu unterscheiden sind.

Fast immer führt eine Niederlage zum Ende der Regierung

Dann stellt sich die Frage, welche Regierungsweisen Niederlagen auf welche Art verarbeiten. In den vergangenen zweihundert Jahren gab es in Europa kaum eine Niederlage, die nicht mit dem Ende einer Regierung oder meist sogar mit einem Regimewechsel verbunden war. Kaiser Napoleon musste 1814 und 1815 zweimal abdanken, Napoleon III. tat es ihm 1870 nach, Kaiser Wilhelm II. ging 1918 ins Exil, und jedes Mal gab es eine neue Staatsverfassung. Selbst halbe Siege, wie der Italiens im Ersten Weltkrieg, konnten in den Umsturz führen, hier in die faschistische Diktatur. Sogar Winston Churchill wurde am Ende des Zweiten Weltkriegs, in der Stunde seines Triumphs, abgewählt - die britischen Wähler fanden, nun seien andere politische Themen an der Zeit, und setzten auf einen Labour-Mann. Noch 1982 gelang es Margaret Thatcher mit ihrer Falklandexpedition, die Generäle in Argentinien zu stürzen.

Niederlagen überstehen können offenbar am besten alteingewurzelte dynastische Herrschaftsformen, Monarchien mit Gottesgnadentum. Der große Napoleon wusste das, und er hat es 1813 in seinem berühmten Dresdner Gespräch mit Metternich formuliert: "Ich werde zu sterben wissen, aber ich trete keine Handbreit Bodens ab", sagte er da zu dem österreichischen Minister, der ihm einen Kompromissfrieden vorgeschlagen hatte. "Eure Herrscher, geboren auf dem Thron, können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren; das kann ich nicht, ich, der Sohn des Glücks! Meine

Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufgehört habe, stark und folglich gefürchtet zu sein."

Gilt das nicht auch für Putin? Man mag das persönliche Charisma der Person Putin unterschiedlich einschätzen, dass er aber ein Regime errichtet hat, das auf spektakulären Erfolg gebaut ist, bleibt unverkennbar. Die Autorität der Staatsspitze muss sich "beweisen". Eine reguläre Abwahl in demokratischen Verfahren ist ohnehin nicht vorgesehen. Doch unter demokratischen Umständen hätte Putin seinen Krieg gar nicht führen können - schon die absurde Realitätsverkenning wäre bei einer nicht gelenkten Öffentlichkeit unmöglich gewesen. Putins Krieg ist auf vielen Ebenen an seine despotische Regierungsweise gekoppelt. Vor allem muss er eine breite Öffentlichkeit über das Grauen der russischen Kriegsverbrechen im Dunkeln lassen.

Putin will nicht enden wie Milošević. Und erst recht nicht wie Ceaușescu

Russland kennt eine Tradition des Zarenmordes, der Palastrevolution, auf die nun einige Beobachter hoffen. Doch darauf kann sich eine Strategie nicht verlassen, zumal Kenner Russlands vor Zuversicht warnen. Dazu kommt ein Problem, das sich erst in jüngster Zeit durch ein Völkerrecht, das sich in Gerichtshöfen und Prozessen manifestiert, dramatisiert hat: Gestürzten Tyrannen fehlt die frühere Möglichkeit eines Exils, sie müssen fürchten, vor Gericht gestellt zu werden und das Ende von Slobodan Milošević zu nehmen. Im Falle Putins hat der Gerichtshof in Den Haag seine Ermittlungen schon begonnen. Das ist, so sehr man die Verrechtlichung internationaler Beziehungen begrüßen mag, für einen gewaltfreien Ausgang seiner Herrschaft kein gutes Omen.

Eine Sankt-Helena-Lösung wie bei Napoleon oder ein Rückzug auf ein Schloss Doorn wie bei Wilhelm II. (den die Alliierten 1919 übrigens vor Gericht stellen wollten) ist heute verbaut. Kaum vorstellbar scheint es, dass ein gestürzter Putin in einem Schwarzmeerpalast verborgen grollende Ruhejahre absitzt. Dabei war Russland zuletzt das letzte möglicherweise funktionierende Rückzugsgebiet für verbrecherische Diktatoren. Doch selbst der Syrer Assad verschmähte diese Lösung, aus guten Gründen.

Der andere mögliche Ausgang ist das Standrecht wie bei dem rumänischen Staatschef Nicolae Ceaușescu und dessen Ehefrau an Weihnachten 1989 oder, unüberbietbar brutal, bei Muammar al-Gaddafi in Libyen 2011, der sadistisch zu Tode gefoltert wurde.

Was droht Russland vermutlich schon auf mittlere Sicht? Eine Epoche, die in Geschichtsbüchern gern mit "Zeit der Wirren" überschrieben wird. Der Weg dahin könnte viel länger sein als von manchen Zuschauern heute gedacht. All das sind keine guten Aussichten.